



JULIEN MAGRE / PICTURETANK / FOCUS

## Totengespräche auf dem Mond

Ausserirdische haben das bessere Gedächtnis als der Mensch. Von Philipp Theisoehn

Wenn sich das Leben von Mondbewohnern dem Ende zuneigt, ziehen sie sich in die Todesgrotten zurück. Auf den prachtvoll überwölbten Terrassen legen sie sich auf die Seite, so dass «die runzliche Ballonhaut ihres Leibes ihnen zum Diwan» wird. In dieser bequemen Lage sehen sie mit an, wie der Rumpf «ihres neuen Ichs aus ihrem Leibe» herauswächst, ja: Sie hören dieses neue Ich sogar noch sprechen und sich wundern. Und dann – so fährt Paul Scheerbarts 1902 erschienener Mondroman «Die grosse Revolution» fort – wird «das Gedächtnis des neuen Mondmannes [...] sehr bald so reich und vollständig – wie das Gedächtnis des alten – wenn dieser ganz weg war». Das Wachsen der neuen und das Schrumpfen der alten Generation vollziehen sich im Einklang – und das Wissen der Sterbenden geht dabei nahtlos auf die Neugeborenen über.

Scheerbarts ausserirdische Welten zählen zweifellos zu den Meisterwerken der literarischen Phantastik. Gemein ist ihnen allen die Frage nach dem Verhältnis von Leben und Erkennen, nach dem langsam wachsenden Bewusstsein des Kosmos von sich selbst. Die schleichende Auflösung der Individuen, das sukzessive Zusammenwachsen von Einzelnen und Spezies, Spezies und Planeten, Planeten und Universum ist diesem Erzählen Programm, und auch die wundersame Wiedergeburt in den lunaren Todesgrotten ist Teil dieses Programms. Natürlich geht es dabei aber eigentlich um den Menschen, um das, was ihn von dieser All-Einheit trennt, um seine zivilisatorischen Defizite.

Zu diesen Defiziten gehört zweifellos auch das auf der Erde herrschende genealogische Konzept. Betrachtet man die Menschheit einmal ganz nüchtern als den Versuch, über grosse Zeiträume hinweg Wissen zu verwahren und zu verarbeiten, dann wird einem recht schnell bewusst, dass ein Grossteil unserer Probleme daher rührt, dass wir dazu gezwungen sind, biologische und geistige

Filiation zu trennen. Natürlich wissen wir uns irgendwie zu helfen, immerhin haben wir genau aus diesem Grund Medien erfunden, die das, was wir für wichtig erachten, für diejenigen aufbewahren, die nach uns kommen. Aber Medien sind anfällig, bisweilen unzuverlässig, vor allem: Es steht uns frei, sie zu konsultieren, uns über das Leben der Ahnen zu informieren oder es zu lassen. Für den Menschen stehen die Aneignung des Vergangenen und das eigene Leben immer in einem Konkurrenzverhältnis. Das Beste, was wir hinbekommen, ist ein erträglicher Kompromiss zwischen beidem – im Zweifel hilft uns dabei die Psychoanalyse.

Vieles geht also zwangsläufig verloren auf dem Weg von einer Generation zur nächsten, und so erstrebenswert sind diese Unabhängigkeit auf einer persönlichen Ebene erscheinen mag, so ist sie doch, einmal von aussen, unter dem Gesichtspunkt der Effizienz betrachtet, unvorteilhaft. Glaubt man der Weltraumliteratur, dann gründet sich die Überlegenheit anderer planetarischer Spezies womöglich nicht auf Wunderwaffen und telepathische Kräfte, sondern auf die generationenübergreifende Kontinuität des Wissens. Zu Recht bemängelt der Abgeordnete der Eridaner vor der Versammlung der Vereinten Planeten in Stanislaw Lems «Sternstagebüchern», dass die Menschen keine ernstzunehmenden Gesprächs- und Verhandlungspartner seien. Bei einer Sitzung, die gerade einmal achthundert Jahre dauert, müssten sie ihre Delegation fünfzehnmals auswechseln, ihre Vertreter verwickelten sich permanent in Widersprüche, könnten über Geschichte, Zweck und Absichten ihrer Spezies keine klare Auskunft geben – und Verantwortung für ihre Missetaten, etwa die Ausrottung des Neandertalers, wollten sie auch nicht übernehmen.

Das ist keinesfalls ein bloss theoretisches Problem. Dass die Menschheit nicht in der Lage ist, die eigene Entwick-

lung in den Blick zu bekommen, sich zu steuern, langfristige Ziele zu entwickeln, weil sie sich von Generation zu Generation stets umdefiniert – das ist die rohe Wahrheit unterhalb solcher Schlagworte wie «Generationengerechtigkeit» oder «Nachhaltigkeit». Auch Projekte wie die sogenannte «Atomsemiotik», die nach einer Sprache suchen, um unsere weit entfernten Nachfahren vor den hinterhältigen Folgen unserer verfehlten Energiepolitik zu warnen, sind nur deswegen notwendig, weil diese Zivilisation keinen Plan hat und oft die Fehler der Alten erst einmal wiederholt werden wollen. Die Vision einer sowohl in moralischer als auch in technologischer Hinsicht «besseren Welt» hat man jenseits der Erde deswegen schon früh an eine reibungslos funktionierende Kommunikation zwischen den Lebenden und den Toten geknüpft. So berichtet Emanuel Swedenborg in seinem Traktat «Die Erdkörper im Weltall» (1758) von den Bewohnern des Jupiter, dass diese beständig von den Geistern der Verstorbenen umgeben sind, die ihnen im Alltag zur Seite stehen, sie unterweisen, loben und «züchtigen, wenn sie Böses verüben». (Unter den Jupitergeistern sind das spezialisierte Karriereewege, es gibt da Züchtigungsexperten.) Man mag sich das nur ungern vorstellen, dem Sittenverfall ist dadurch jedoch Einhalt geboten.

Die eigentliche Botschaft, die wir Swedenborgs Ausführungen entnehmen können und die auch für diejenigen noch verständlich ist, die noch nicht mit Jupiterianern zu tun hatten, liegt indes weitab von latent psychotischen Gängelungsphantasien. Was Jupiter- und Erdbewohner trennt, ist das Bewusstsein, vor der eigenen Planetengeschichte für sein persönliches Tun Rechenschaft ablegen zu müssen.

Philipp Theisoehn ist Professor für deutsche Literatur an der Universität Zürich und leitet das Forschungsprojekt «Conditio extraterrestris».

## Grab, wo du stehst

Was passiert, wenn man Romane über die eigene Familie schreibt. Von Stephan Wackwitz

nach aussen bahnte, trafen mich als 13-jährige Leserin tief und veränderten mein Verständnis von Text und Notwendigkeit beim Schreiben. Meine Neugierde auf Texte Text-ferner Schreibender ist gross. Wie klingt die Literatur derer, die nicht wie ich von Haus aus mit Buchstabensuppe gefüttert wurden? Wie weit ist der Weg zur Sprache, der Weg des Autors zur Sprachfindung? Auf die Frage hin, was ich hatte werden wollen, antwortete ich stets: Ärztin wie mein Grossvater oder Choreografin wie niemand, den ich kannte. Und ich blieb bei der Literatur, weil sie mir vertraut war wie nichts anderes und einen Platz bot, der alle Verlorenheiten aufzuheben schien. Im Schreiben ist auch stets ein Finden aller Ichs möglich, Selbstbetrug fällt trotzdem leicht, und so ist diese Arbeit wahr und falsch zugleich wie vielleicht nur das Sprechen, Singen und das Schauspielern. Für mich ist der Autor kein Erfinder. Er ist eine Wiedergabetelefon eines gigantischen, inneren Text-Recorders.

Dass er etwas und sich beim Schreiben ständig erfindet, macht ihn nicht zu Galileo Galilei, es macht ihn aber frei. Und so gehört er zu den beneideten Existenzen im kapitalistischen System. Als ich die Eingangssätze zu Zoë Jennys «Blütenstaubzimmer» gelesen hatte, die sehr eindrücklich vom duftenden Stein der väterlichen Druckwerkstatt erzählten, verstand ich, wie dankbar ich dem Autorenvater und meiner Lesermutter war, denn alles roch nach schwerem Stein, war Papier und Schweigen in unserem Haus. Die Sprache ist eben Schlüssel und Schloss.

Die Schriftstellerin **Nora Gomringer** lebt in Bamberg, wo sie das Künstlerhaus Villa Concordia leitet. 2015 erschien im Verlag Voland & Quist u. a. der Gedichtband «Morbis».

Der Brief kam aus Amerika. Ich erkannte auf dem Umschlag die Handschrift meiner Tante Elisabeth, die damals noch lebte, auf den ersten Blick: gut lesbar, mit seltsam eckigen Unterlängen, die Schrift einer energischen und realistischen jungen Frau, die im Körper einer knapp Achtzigjährigen steckt und eigentlich dringend herauswill. Es war 2003. Ein paar Monate zuvor war «Ein unsichtbares Land» herausgekommen, mein «Familienroman» über die Lebensreise meines Grossvaters, des evangelischen Kirchenfunktionärs Andreas Wackwitz. In seiner Familienodyssee zwischen Breslau, Polnisch-Oberschlesien und dem britischen Mandatsgebiet Deutsch-Südwestafrika glaubte ich die geheime Urszene des Lebens der ihm folgenden Familiengenerationen – und vor allem meines eigenen – gefunden zu haben. Meine Tante, die das Buch gelesen hatte, war empört. Wir hatten uns immer gemocht und verstanden, aber ich brauchte nur die erste Seite ihres Briefs zu überfliegen, um zu ahnen, wie gründlich mir jetzt der Kopf gewaschen werden sollte. Ich glaubte, meinen Grossvater aus einer historischen Konstellation heraus besser verstanden zu haben. Aber für sie kam das offenbar einem Sakrileg gleich. Ich faltete die fünf oder sechs eng beschriebenen zwiebelschalendünnen Luftpostpapierbögen vorsichtig zusammen und legte sie irgendwohin, wo ich sie vermutlich nicht mehr finden würde.

Als ich meine Tante später, während eines mehrjährigen Amerikaaufenthalts, in ihrem Haus in Washington DC wieder traf, war sie zuerst ein bisschen befangen. Ich nicht, denn ich hatte ihren Brief nie ganz zu Ende gelesen. Bis sie 2010 starb, war zwischen uns alles wieder wie immer, und wir sahen uns ziemlich oft – einmal machten wir einen mir

unvergesslichen Ausflug zu zweit zu Jeffersons klassizistischem Landsitz Monticello. Bis zu ihrem Tod haben wir nie wieder über mein Buch oder ihren Brief gesprochen.

### Mikrosoziologischer Eingriff

Über die eigene Familie zu schreiben, ist ein mikrosoziologischer Eingriff, dessen Folgen man mit denen vergleichen kann, die die Psychoanalyse eines Familienmitglieds auf die anderen hat. Denn niemand in einer Familie (vermutlich nicht einmal der Familienhund) entgeht der Veränderung des oder der einen. Familien sind Netzwerke unausgesprochener – oder allenfalls hinter vorgehaltener Hand oder in Krisensituationen explizit ausgesprochener – Rollenfestlegungen, gegenseitiger Erwartungen, gemeinsamer Versionen von Geschichten und Charakteren. Erträglich werden diese Absprachen nur durch ihre vorläufige, flexible, schwach definierte und im Prinzip veränderliche Qualität. Zumindest die glücklichen Familien belassen ihren Mitgliedern das Recht, ein anderer oder eine andere zu werden. Werden diese ungefähren, veränderlichen (sozusagen flüssigen) Festlegungen in der literarischen oder psychoanalytischen Erzählung manifest, zwingt das alle Mitglieder einer Familie zur Stellungnahme – und sei es die Stellungnahme, mit alldem nichts zu tun haben zu wollen. «Na, da ist er ja, der Schweinehund», lautete die – freilich nur ironisch ruppige und von mir lachend quittierte – Begrüssung eines Onkels in diesen Monaten, als ich zu einem Familienfest in seinem Hamburger Haus auftauchte.

Die Erinnerungsforscherin Aleida Assmann, die meinem «Familienroman» in ihrem Buch «Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur

öffentlichen Inszenierung» 2007 zwanzig erhellende Seiten gewidmet hat, zitiert in der Einleitung Martin Walser mit dem abgründigen Satz: «Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird.» Literarische wie psychoanalytische Familienerzählungen verwandeln das, was ist, in das, was es gewesen sein wird. Einer oder eine ist aus dem unausgesprochenen Erinnerungszusammenhang ausgesichert und hat die eigene Geschichte niedergelegt. Damit ist keine der anderen Versionen der gemeinsamen Erzählung mehr, was sie einmal gewesen ist.

Schuld wurde behauptet, freundliche Lügen wurden zerstört, Geheimnisse wurden ausgesprochen. Aleida Assmann hat, wie ich gehört habe, für eines ihrer Konstanzer Seminare sogar meine Gaienhofener Tante und meine Cousine eingeladen, um darüber zu sprechen, wie «Ein unsichtbares Land» auf sie gewirkt hat. Ein oder zwei Jahre war «Das Buch», wie es in der Familie damals nur hiess, das wichtigste Thema bei den Zusammenkünften vor allem der drei Töchter meines Grossvaters (von denen heute nur eine noch lebt). Sie hatten ihren Vater vergöttert und die Erinnerung an ihn zu einer Art Kult ausgestaltet. Dass dieser in jeder anderen Hinsicht sehr eindrucksvolle Mann ein Nazi gewesen war, hatte freilich schon ein Buch des Kirchenhistorikers Lothar Engel («Kolonialismus und Nationalismus im deutschen Protestantismus in Namibia 1907 bis 1945») im Jahr 1976 unübersehbar dokumentiert. Aber das hatte nur mein Vater gelesen, der älteste Sohn von Andreas Wackwitz, und dessen kritische Einstellung zu seinem Vater war schon in die allgemeine Familienerzählung achselzuckend aufgenommen worden.

Dass «Das Buch» mir in meiner Familie nachhaltig geschadet hätte, kann ich

freilich nicht behaupten. Im Gegenteil. Nach einem gewissen Anfangsschock hat sich unsere gemeinsame Geschichte neu konstituiert. Meine niedergeschriebene Erzählung hat sich mit den unausgesprochenen Erzählungen der anderen Familienmitglieder wieder verwoben. Vermutlich haben meine Tanten in meinem Buch, nachdem sich die erste Empörung gelegt hatte, auch Wahrheiten über ihren bewunderten Vater entdeckt, die sie selber schon wahrgenommen hatten, aber nicht hatten wahrhaben wollen. Vielleicht waren sie mir auf eine merkwürdige und verschwiegene Weise sogar dankbar. Die Wahrheit des einen liegt, wenn sie nicht wahnhaft oder böse ist, ja nie sehr weit entfernt von den Wahrheiten der anderen.

### Selbstfindungsprozess

Die Familienerzählungen, die in der deutschen Literatur seit den nuller Jahren ein neues Genre hervorgebracht haben, gehören zu einem Selbstfindungsprozess der deutschen Öffentlichkeit. Sie haben das Mantra der Geschichtswerkstätten, die – von Dänemark und Grossbritannien ausgehend – in Europa ein neues Bewusstsein von Geschichtlichkeit hervorgebracht haben – «Grab, wo du stehst» –, literarisch ernst genommen. «Achieving Our Country» ist der Titel des letzten Buchs von Richard Rorty. Für unsere Bemühungen, das eigene Land innerlich hervorzuheben, eine zukunftsfähige Version des Gemeinwesens à jour zu halten und «herzustellen», ist literarische Genealogie ein grundlegendes Handwerk.

Stephan Wackwitz ist Schriftsteller und Leiter des Goethe-Institutes in Tbilissi. 2015 erschien von ihm der autobiografische Essay «Die Bilder meiner Mutter» bei S. Fischer.